

Robert E. Park

Der Begriff der sozialen Distanz und seine Anwendung auf die Erforschung ethnischer Beziehungen und Einstellungen¹

Die Definition von sozialer Distanz

Der für menschliche – im Unterschied zu räumlichen – Beziehungen verwendete Begriff der Distanz ist in der Soziologie in Gebrauch gekommen, um die Abstufungen und Grade von gegenseitigem Verständnis und Intimität, die im Allgemeinen persönliche und soziale Beziehungen charakterisieren, auf näher bestimmbare Begriffe herunterzubrechen.

Wir sagen beispielsweise, A stehe B »sehr nahe«, aber C sei distanziert beziehungsweise zurückhaltend, D dagegen sei aufgeschlossen, mitfühlend, verständnisvoll und insgesamt kontaktfreudig. Alle diese Ausdrücke dienen als Beschreibung und bis zu einem gewissen Grad auch als Maß für »soziale Distanz«.

Wir kennen zugegebenermaßen natürlich nicht alle Faktoren, die als Determinanten für das, was wir als soziale Distanz bezeichnen, eine Rolle spielen. Wir wissen aber etwa, dass »Reserviertheit« in vielen Fällen eine Folge von Schüchternheit und Befangenheit ist. Wir wissen auch, dass diese Zurückhaltung unter bestimmten Umständen durchbrochen werden kann und dass sich durch dieses Durchbrechen soziale Distanzen überwinden lassen und häufig ein tiefergehendes Einvernehmen hergestellt wird.

Entscheidend ist, dass uns in all unseren persönlichen Beziehungen der Grad der Nähe klar bewusst ist. A steht B näher als C, und *der Grad dieser Nähe ist ein Maß für den Einfluss des einen auf den anderen.*

Dass es uns leichtfällt, Abstufungen von Nähe zu unterscheiden, deutet darauf hin, dass wir vielleicht irgendwann in der Lage sein werden, »Distanz« in dem Sinne, in dem dieses Wort hier verwendet wird, ebenso genau zu erfassen, wie wir jetzt Intelligenz erfassen. Schließlich kennen wir auch nicht alle Faktoren, die Intelligenz bestimmen, genauso wenig wie wir alle Faktoren kennen, die Nähe bestimmen.

Die angeborene menschliche Neigung, die es uns ermöglicht, uns auf einfühlsame Weise in den Geist anderer Personen hineinzusetzen, ihre Erfahrungen nachzuvollziehen und mit ihren Schmerzen und ihrem Glück, ihren Freuden und Sorgen, Hoffnungen und Ängsten mitzufühlen, kann durch Befangenheit, vage

1 Im Original: Robert E. Park 1924. »The Concept of Social Distance As Applied to the Study of Racial Attitudes and Racial Relations«, in *Journal of Applied Sociology* VIII, S. 339-344. Begriffe wie »race«, »negro« und Ähnliches aus dem Originaltext von 1924 wurden hier durch zeitgemäßere Formulierungen ersetzt.

Ängste oder Egoismus konterkariert werden. All dies muss man beim Versuch, »Distanzen« zu bestimmen, einkalkulieren.

Nun lässt sich nicht nur feststellen, dass wir ein Gefühl der Distanz zu Individuen haben, mit denen wir in Kontakt kommen, sondern wir haben das gleiche Gefühl in Bezug auf Klassen und ethnische Gruppen. Die Begriffe »ethnisches Bewusstsein« und »Klassenbewusstsein«, mit denen die meisten von uns vertraut sind, beschreiben eine Situation, in der wir uns oft plötzlich und unerwartet der Distanzen bewusst werden, die uns von Klassen oder ethnischen Gruppen trennen oder zu trennen scheinen und die wir vielleicht nicht immer ganz verstehen.

Nicht nur, dass wir dieses Gefühl der Distanz in Bezug auf ganze Personengruppen haben, sondern dieses Bewusstsein der Ethnizität oder der Klasse kann auch persönliche Beziehungen beeinträchtigen, modifizieren und relativieren, Beziehungen, von denen man annehmen darf, dass sie sich unter anderen Umständen durchaus eng und einvernehmlich gestalten könnten.

So kann die Dame des Hauses zu ihrer Köchin eine durchaus innige persönliche Beziehung pflegen, aber diese Beziehung wird nur so lange beibehalten, wie die Köchin die »richtige Distanz« wahrt. Es gibt immer ein gewisses soziales Ritual, durch das die Köchin an ihrem Platz gehalten wird, insbesondere wenn Gäste da sind. Das ist eine der Regeln, die jede Frau kennen dürfte.

Das Gleiche gilt für die Beziehungen zwischen den ethnischen Gruppen. Ein Schwarzer etwa ist »unauffällig dort, wo man ihn erwartet«,² und das Gleiche gilt wahrscheinlich für jede andere ethnische Gruppe, Klasse oder sonstige Kategorie von Personen, denen gegenüber unsere Einstellungen fest eingefahren und konventionsgemäß sind. Es scheint, dass jeder mit jedem auszukommen vermag – vorausgesetzt, jeder bewahrt die jeweils angemessene Distanz.

Die Bedeutung dieser persönlichen Präferenzen und ethnienbezogenen Vorbehalte, die regelmäßig und unvermeidlich auftreten und unsere spontanen sozialen Beziehungen verkomplizieren und bis zu einem gewissen Grad fixieren und normieren, sind deswegen so bedeutsam, weil sie sich in all unseren formalen sozialen und sogar politischen Beziehungen wiederfinden.

Dabei ist es ein Charakteristikum der Demokratie, dass es relativ und theoretisch betrachtet keine »sozialen Distanzen« gibt. Walt Whitman, der eine geradezu mystische, poetische Interpretation der Demokratie pflegte, weigerte sich, irgendein menschliches Geschöpf aus dem Kreis seines Verständnisses und seiner Sympathie auszuschließen. In seinem berühmten Gedicht »An eine gewöhnliche Prostituierte« schrieb er: »So lange sich die Sonne dir nicht entzieht / entziehe ich dir mich auch nicht.«³ In diesem alles einschließenden Satz schien er alles

2 Diese auch gesetzlich geregelte »Platzordnung« wurde erst 41 Jahre nach Robert E. Parks Aufsatz mit Rosa Parks' Platzwahl in einem Bus nachhaltig durchbrochen, als sie sich auf einen für Weiße reservierten Platz setzte. Das war der Beginn der Bürgerrechtsbewegung, die die Jim-Crow-Zeit beendete. Der Bus steht heute im Henry Ford-Museum Dearborn (Anmerkung der Redaktion).

3 Walt Whitman 1904. *Grashalme. Eine Auswahl*, übersetzt von Wilhelm Schölermann. Leipzig: Eugen Diederichs.

Menschliche und Lebendige, das der Regen benetzt und von der Sonne erwärmt wird, in einer engen brüderlichen Umarmung zu umfassen. Damit wollte er jedoch nicht ausdrücken, dass es überhaupt keinen Unterschied zwischen den einzelnen Menschen gibt.

Die Demokratie mag soziale Unterschiede verabscheuen, doch sie erhält sie gleichwohl aufrecht. Der Unterschied zwischen der Demokratie und anderen Gesellschaftsformen besteht darin, dass sie nicht zwischen Klassen oder ethnischen Gruppen unterscheidet, das heißt sie trifft keine ganze Gruppen betreffenden Unterscheidungen. Distinktionen und Distanzen sind daher rein individueller und persönlicher Natur. In einer individualistischen Gesellschaft wie der unseren wird, zumindest theoretisch, jeder Mensch basierend auf seinen Verdiensten als Individuum behandelt.

Demgegenüber ist für die ständische Gesellschaft das Beharren auf sozialen Distinktionen konstitutiv. Unterwürfigkeit beziehungsweise Überheblichkeit und die protokollarischen Tabus, die eine hochgradig stratifizierte Gesellschaft charakterisieren, existieren allein zu dem Zweck, die Reserviertheit und die sozialen Abstände zu wahren, auf denen die gesellschaftliche und politische Hierarchie ruht.

Die Ideale der demokratischen Gesellschaft, wie wir sie kennen, sind ein Erbe der landgreifenden Besiedlung der USA in Richtung Westen. In diesen neuen Siedlungsgebieten an der »Frontier«, wo es im Großen und Ganzen keine Tradition, keine Überheblichkeit und keine Unterwürfigkeit gibt,⁴ ist jeder Mensch Herr seiner eigenen unsterblichen Seele. Unter solchen Bedingungen verschwinden die sozialen Abstände, und die menschlichen Beziehungen sind direkter, offener und informeller, als sie es unter anderen Umständen sein könnten.

Die »Frontier« ist jedoch Geschichte oder wird es zumindest bald werden. Außerdem setzt das Siedlerleben als solches Bedingungen voraus, die nicht mehr existieren. Jedenfalls gab es auch innerhalb der Siedlungen ganz spezifische Vorurteile, die sich weniger gegen Fremde richteten als vielmehr gegen die, deren Verhalten befremdlich erschien, die lieber abseits standen oder arrogant wirkten, die sich nicht unter die Leute mischten und nicht der Gemeinschaft anschlossen. Jede Art von Reserviertheit wurde gleich mit Misstrauen betrachtet. Das waren die Bedingungen für den berühmten Schmelztiegel und die Blüte von Demokratie.

4 Park bezieht sich hier auf die These von Frederick J. Turner, dass die Mentalität der US-Amerikaner in diesem Besiedlungsprozess geprägt wurde, der gleichzeitig ein Eroberungsprozess war: Eine Art von Freiheitsgefühl habe sich hier etabliert, weil die Siedler sich in dieser Lage von europäischen Vorstellungen und dysfunktional gewordenen Sitten und Bräuchen gelöst hätten: Diese »Frontier« habe keine Grundherren gekannt, denen die Siedler Pacht und Abgaben hätten entrichten müssen. Turner geht so weit, das Land als Niemandsland zu bezeichnen, »frei« zur Besiedlung. Dass aus dieser relativen Gleichheit und Gleichachtung der Siedlerfamilien untereinander egalitäre Strukturen entstanden, die Turner zur Grundlage der amerikanischen Mentalität erklärt, übersieht allerdings, dass das Land keineswegs »frei«, sondern die Lebensgrundlage der Indianervölker war, die naturnah wirtschafteten und kein Privateigentum kannten und die von den Siedlern als minderwertige Rasse verachtet und brutal verdrängt oder umgebracht wurden (Anmerkung der Redaktion; siehe auch das Editorial in diesem Heft, S. 289 ff.).

Mit Ankunft der Asiaten änderte sich jedoch die Situation. Sie sahen fremdartig aus, sprachen eine seltsame Sprache und legten einen Fleiß und eine Sparsamkeit an den Tag, die all denen, die mit ihnen im Wettbewerb standen, unerträglich erschienen. An diesem Punkt zerfiel die demokratische Gesellschaft.

Es schien unmöglich, die Asiaten als Individuen zu behandeln. Sie assimilierten sich nicht. Man sah ihnen nicht an, was in ihren Köpfen vorging. Sie galten als »fremde Teufel«. Oder, wie [der Schriftsteller] Bret Harte diese Stimmung zum Ausdruck brachte: »Wegen seiner finsternen Lebensart und seiner eitlen Winkelzüge ist der heidnische Chinese absonderlich.«⁵ Der Wettbewerb fand auf einmal nicht mehr zwischen Personen, sondern zwischen ethnischen Gruppen statt, und aus dem ethnischen Wettbewerb wurde ein ethnischer Konflikt.

Als Ergebnis dieses Konflikts entstand ein neues sogenanntes »ethnisches Bewusstsein«, ein Bewusstsein, das auf »Farbe« basiert. *The Rising Tide of Color* [Die Überflutung durch Farbe], wie Lothrop Stoddard sein Buch betitelte,⁶ ist eine Beschreibung der Umstände und Bedingungen, unter denen sich dieses neue Bewusstsein herausbildete. Da Gruppenbewusstsein gewöhnlich aus einem Gruppenkonflikt erwächst, geht es unweigerlich mit Gruppenvorurteilen einher.

Was wir üblicherweise als Vorurteil bezeichnen, scheint also eine mehr oder weniger instinktive und spontane Neigung zu sein, sozialen Abstand zu wahren. In unserer demokratischen Gesellschaft nimmt diese Distanzierung meist einen rein individuellen Charakter an. Wir sagen, wir haben keine Vorurteile, wir überlegen uns nur gut, mit wem wir Umgang pflegen.

In den Siedlungsgebieten im Westen vor Ankunft der Chinesen und in unseren Dorfgemeinschaften, wo jeder jeden beim Vornamen nannte, konnten wir ganz gut eine Gesellschaft ohne Rassen- oder Klassenunterschiede aufrechterhalten. In den Städten aber wurden wir »klassenbewusst« und entwickelten nach der Befrei-

- 5 Bret Harte, der als Schriftsteller gezwungen war, mit sehr unterschiedlichen Tätigkeiten seinen Lebensunterhalt zu verdienen, hatte, wie es über ihn heißt, »ein gutes Gespür für die unterschiedlichen Charaktere entwickelt, die die neue Bevölkerung des amerikanischen Westens ausmachten« (Wikipedia). Er war ein kritischer Beobachter solcher Stimmungen, deren Opfer er fast selbst geworden wäre, als er im »Northern Californian« gegen das Massaker an den Wiyot Indianern protestiert hatte und deshalb mit dem Tode bedroht wurde (Anmerkung der Redaktion).
- 6 Lothrop Stoddard 1920. *The Rising Tide of Color Against White World-Supremacy*. New York: Charles Scribner's Sons. In diesem Buch warnte Stoddard »vor einer bevorstehenden Bevölkerungsexplosion der ›farbigen‹ Rassen, welche die ›weiße‹ Weltherrschaft infrage stellen werde. Besonders gefährlich seien die ›gelben Rassen‹ – Japaner und Chinesen –, die sich noch nie von Weißen hätten unterwerfen lassen. Eine ›Flut minderwertiger Rassen‹ werde sich über die Stammländer der ›Nordischen‹ ergießen« (Wikipedia). Stoddard war Antisemit, engagierte sich für Eugenik, wurde von Hans F. K. Günther und Alfred Rosenberg als Stichwortgeber verwandt und von Hitler, Göbbels und Himmler bei seinem Deutschlandbesuch empfangen. In den USA war er »Wegbereiter des Immigration Act von 1924.« (Wikipedia).

ung der Schwarzen⁷ und der Ankunft europäischer und asiatischer Einwanderer auch ein »ethnisches Bewusstsein«.

Vorurteile sind in dieser weiteren Auslegung des Begriffs offenbar eine Begleiterscheinung des Gruppenbewusstseins, so wie Reserviertheit eine Begleiterscheinung des Ich-Bewusstseins sein dürfte. Das Kind kennt anfangs keine Reserviertheit, es kennt weder Stolz, Demut, Dankbarkeit noch die sonstigen Erregungen und Leiden dessen, der ein Ich-Bewusstsein entwickelt hat.

Kinder haben auch keine klassenspezifischen oder ethnischen Vorurteile. Außer bei besonders frühreifen Kindern treten diese Manifestationen des Gruppenbewusstseins, die wir als »Klassen«- und »ethnisches« Bewusstsein bezeichnen, normalerweise erst kurz vor der Pubertät auf. Wenn sie dann aber auftreten, gehen sie mit all den traditionellen Vorurteilen einher, durch die die Unterscheidungen zwischen den sozialen Klassen und den ethnischen Gruppen sowie die traditionellen sozialen Distanzen aufrechterhalten werden.

Mit dem hier Gesagten soll keineswegs angedeutet werden, dass Bewusstsein, das ethnische Bewusstsein, Vorurteile und all die persönlichen und sozialen Unterscheidungen, die mit der sozialen Distanz zusammenhängen, in irgendeiner Weise mit ihr identisch seien.

Tatsächlich entsteht Selbstbewusstsein meist aus irgendeinem persönlichen Konflikt, und die persönlichen Vorbehalte, die als Folge vergangener Konflikte und der entsprechenden Antizipation neuer Konflikte entstehen, dienen dem Zweck, das private, persönliche Leben des Einzelnen gegen Eingriffe, Fehldeutungen oder Zensur zu schützen.

Vorurteile hingegen resultieren nicht so sehr aus einer Bedrohung unserer wirtschaftlichen Interessen als vielmehr unseres sozialen Status. Vorurteile im Allgemeinen und ethnische Vorurteile im Besonderen lassen sich keineswegs durch soziale Distanz identifizieren, sondern sie entstehen, wenn unsere persönlichen und ethnischen Vorbehalte angegriffen werden oder wenn wir dies zumindest glauben. Das Vorurteil ist im Großen und Ganzen keine aggressive, sondern eine konservative Kraft, eine Art spontane Konservierung, um die soziale Ordnung und die sozialen Distanzen, auf denen diese Ordnung beruht, zu schützen.

Zweck einer Studie über ethnische Beziehungen ist daher weniger eine Untersuchung unserer Vorurteile als vielmehr der vagen, subtileren Tabus und Hemmungen, die selbst in einer so beweglichen und sich verändernden Gesellschaftsordnung wie der unseren fortbestehen und die die stabilisierenden, spontanen, instinktiven und konservativen Kräfte darstellen, auf denen die Organisation der Gesellschaft beruht.

Übersetzung von Nicola Liebert

7 Wenn Park hier von »emancipation« spricht, so ist damit die wachsende Bedeutung der sich deutlich herausbildenden Kultur der Schwarzen in den 1920er Jahren gemeint, die als »Harlem Renaissance« bezeichnet wird, weil Harlem, wo eine schwarze Mittelklasse wohnte, zum Zentrum dieser künstlerisch-literarischen Bewegung wurde (Anmerkung der Redaktion).